

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1993-1994)
Heft: 46

Artikel: 2 After Christmans. Forstsetzung : Kurzgeschichte
Autor: Schweikert, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2 After Christmas. Fortsetzung

Kurzgeschichte

von Ruth Schweikert*

Esther Amt sieht den Himmel in Bern am 26. Januar morgens um zehn: er ist schreiend blau. Zuckriger Neuschnee liegt auf den Dächern der Insel. Unter den Dächern der Insel hortet man atmende Schätze:

zahlende Patienten; diese Insel ist ein Spital.

Raymond hält sich im Rollstuhl die Ohren zu, vielleicht ist ihm kalt, aber er strahlt:

Das hättest du mir nicht zugetraut! Dass ich noch einmal lebend hier rauskomme!

Von hinten sieht sein Kopf aus wie ein Igel.

Du siehst gut aus, sagt Esther, du warst beim Coiffeur –

Erzähl keinen Quatsch, grinst er, ich bin zu drei Vierteln tot.

Seine dünnen, silbrigen Haare stechen, als seien sie Nadeln, in diesen Himmel: untaugliche Waffen gegen die Krankheit von innen.

Esther schiebt den Rollstuhl zum Helikopter.

Geboren wird einer im Passiv, sterben muss einer zumeist selber, das ist für manchen zähe Arbeit.

Raymond winkt, den Sauerstoffschlauch in den entzündeten Nasenlöchern, er hat sich einen Triumph inszeniert: fünf Krankenschwestern, vier Ärzte stehen wortlos im Kreis um den rotglänzenden Helikopter der Rega; die Mutter und Esther mit der offiziellen Bezeichnung: ehemalige Lebensgefährtin, küssen Raymonds papertrockenes Gesicht. Er riecht nicht wie einer, der stirbt; er riecht nach dem Babypuder, den er mehrmals täglich sich einreibt, mit verzweifelt schamloser Hingabe an seinen entblösten Körper.

Raymond wird nach Montana geflogen, in eine Klinik für Lungenkranke, er hat es sich so sehr gewünscht, die Berge um sich zu haben, wie einen Schutzwall. Weisst du, ich spüre es, hat er leise zu Esther gesagt, die Berge schützen mich. Ich will noch nicht abtreten! Keiner sagt: auf Wiedersehen, auch nicht: adieu; man sagt, flüstert, ruft, heult: gute Reisel, und als die Propeller erlösend dröhnen, der Helikopter endlich abhebt, da weinen plötzlich alle.

Seht Euch das an!, die Hilfsschwester ruft es; Raymond hat über ihre Dummheit gejammert, sie habe es in drei Monaten nicht gelernt, ihm die Turnschuhe richtig zu binden!, und jetzt ruft sie mit kindlicher Begeisterung: seht Euch das an, diese strahlende Sonne, es ist wie im Kino, Seine Majestät Raymond entschwebt!

Als die weissgekittelten Menschen wieder in ihren Spitaleingängen verschwunden sind, lautlos geschluckt von hungrigen Gebäudemündern, stehen sich Esther und Raymonds Mutter seltsam nah, fast aneinander gelehnt. In den letzten vier Wochen haben sie sich die Tage und Nächte am Krankenbett in selbstverständlichem Wechsel geteilt, sie haben Raymond frisch gewickelt, so haben sie seine Scham vor dem Spitalpersonal beschützt, seine Angst: den Harn nicht halten zu können!, und wie sie da so stehen, ihre ganze Müdigkeit ausgeleuchtet von der grellen Wintersonne, sagt Gertrude Starck: Können sie sich vorstellen, dass ich ihn oft am liebsten aus dem Fenster geworfen hätte?

Raymonds Eltern verbringen ihr Leben seit Jahren zur Hauptsache in einer Dreizimmerwohnung im 14. oder 17. Stock eines Hochhauses in Bern-Bümpliz, mit ihnen lebt eine pflegebedürftige neunzigjährige Tante, um die sich Gertrude seit Jahren täglich kümmert.

Ja, sagt Esther, Raymonds schwarze winddichte Lederjacke trägt sie inzwischen wie ihre Haut, unzertrennlich sind sie Tag und Nacht: mir geht es ähnlich; manchmal ist er unerträglich selbstmitleidig; um ehrlich zu sein: ich hoffe, er stirbt in Montana; ich wünsche es ihm und ich wünsche es uns –

Er liebt Sie noch immer

Sie wissen sehr gut, dass es nicht stimmt. Er hängt an mir, ja, aber er erzählt von London im Halbschlaf, von New York und den Everglades; er war mit Sanjeev in Amerika.

Und Sie – ? Nein, ich will keine Antwort hören –

und die über siebzigjährige Mutter Raymonds verschwindet in Esthers plötzlicher, heftiger Umarmung; Esther streicht ihr über das Gesicht, so hat sie Raymonds Gesicht massiert: mit beiden Händen zieht sie eine Bahn von den weissgelben strähnigen Haaren bis zum fleischigen Kinn, für Sekunden ziehen sich die Spuren der Finger als weisse Gitterstäbe über Stirn und Wangen der alten Frau mit den eingebrochenen Brustwirbeln; Gertrude Starck ist nichts als eine alte Frau, die früher manchmal unglücklich war, einen schwulen Sohn zu haben, und die sich jetzt anschiekt, das Sterben ihres Sohnes zu überleben.



Am Nachmittag sinkt das Weiss auf den Dächern still in sich zusammen. Esther fährt mit dem Bus durch die Stadt, ein Lautsprecher tropft ihr die Namen der Haltestellen behäbig ins Ohr, die Worte verdichten sich mit Kinder-Männer-Frauenlachen, -schweigen, -lärm zu einem arhythmischen, unverständlichen Quodlibet; manchmal hält ein Atem länger vor, oder ein Lachen findet keinen Anschluss und fällt in die Rillen des schmutzignassen Bodens, der rast in einem fort bis zur nächsten Haltestelle.

Wie hat Raymond diese abbröckelnde altrosa Fassade immer gehasst, denkt Esther, und der Nachbar sitzt wie vor zwei Jahren im Rollstuhl hinter dem Fenster seiner Wohnung im Parterre und guckt hinter dicken Brillengläsern auf die Strasse: er sieht ein mageres junges Gesicht mit Tränensäcken, mein Gott, das Fräulein Esther!; er hat sie immer gemocht, sie ihn wohl übrigens auch, sie hat ihm früher oft ein Stück selbstgemachter Pizza gebracht, mit Artischockenherzen drauf, die er so liebt; sie sieht traurig aus, erschöpft, das arme Ding, hoffentlich ist sie nicht auch krank; er öffnet bedächtig das Fenster und ruft: Sieh einer an! Das Fräulein Esther! Ich hab mir immer gesagt: das Fräulein Esther kommt wieder zurück, sie wird doch ihr schönes neues Fahrrad nicht einfach draussen stehen lassen! Jetzt ist es schon ganz rostig! Sie glauben ja nicht, wie sehr ich mich freue, Sie wieder zu sehen!

Sie haben recht, ich hole mein Fahrrad, sagt Esther.

Neben der Klingel klebt ein vergilbtes Papier, darauf stehen noch immer zwei Namen: Raymond Starck und Esther Amt. Am Briefkasten sind die Namen in Metall eingraviert; Metall hält für Endlosigkeiten, für unmenschliche Ewigkeiten.

Im Paketfach liegt ein Glas Honig, eingewickelt in welliges, vom Regen aufgeweichtes und wieder getrocknetes Papier, darauf schwimmen hastig hingekritzelte Buchstaben: Bern, 10. Januar, Lieber Raymond, ich mache mir Sorgen, es ist unmöglich, dich telefonisch zu erreichen! Ich hoffe, es geht dir gut, und wir sehen uns bald... bitte melde dich! Gruss Ruedi.

Ruedi ist selber todkrank, in seinen Augen lauert die Angst vor dem nächsten Schub, alle sind todkrank, denkt Esther, die eine Hälfte meiner Freunde wartet auf den Tod, und verdammt ist die andere Hälfte, die eine zu überleben. Wir sind eine verlorene Generation, eine von Gott verratene Generation, sagt Raymond, wir Schwulen zwischen Ende zwanzig und vierzig, wir sind jung und sterben an Aids, ohne dass wir uns hätten schützen können, und spielen Versuchstiere für die Entwicklung eines wirksamen Medikaments, das Jahre nach unserem Tod auf den Markt kommt. Ruedi und Hans und

Peter und Christian wie sie alle heissen, sind Krankenpfleger und Bankbeamte und Kunstsachverständige, und tragen mit sich herum die Resultate der letzten Messungen, 440 T4-Zellen, oder 300 T4-Zellen, oder eine Zahl unter der kritischen Grenze von zweihundert T4-Zellen; auf den Nacht- oder Küchentischen liegen Zettel mit Terminen für die nächsten Untersuchungen, in einem halben Jahr, oder, wenn die Werte kritisch sind, in einem Vierteljahr.

Esther betritt die Wohnung, die Läden sind geschlossen, es riecht penetrant nach eines Menschen Abwesenheit, und nach Raymonds Schwefelbädern, ein Geruch, der in der Wohnung hängenbleibt, der auch ihm nicht mehr ganz aus der Haut geht, trotz dem Baby-puder; vor Esthers Augen schwimmt die ganze Wohnung in hellgelbem Schwefel: die vertrockneten Pflanzen, das alte, von der Katze zerfetzte Sofa, die vergilbten, staubigen Vorhänge, nichts hat sich verändert in den letzten zwei Jahren!, und in plötzlicher Wut wirft sie die Korbstühle im Wohnzimmer um, schleudert den silbernen Sektkübel vom Buffet, fegt eine Porzellantasse mit eingetrocknetem Kaffee vom Tisch, reisst die Türen des Vorratsschranks auf und lässt fünf Dosen Schokoladecreme einzeln auf den Küchenboden fallen: aus einer Dose platzt die träge braune Masse; Katzenfutter, ein offenes Paket Reis voll mit Küchenschaben, Bouillon, Tee, alles knallt sie auf den Boden. Ich liebe dich, schreit sie die leere vollgestopfte Wohnung an, ich liebe dich, verdamnte Scheisse!

Der Kaffee im Coop-Restaurant, hundert Meter von der Wohnung entfernt, schmeckt schal, zuviel Milch, zuwenig Kaffee; Esther konstatiert es, als läge darin eine Wichtigkeit.

Das sei in den letzten Monaten vor der endgültigen Einkerkung im Spital die Freude eines ganzen Tages gewesen, hatte Raymond ihr erzählt: hier zu sitzen und einen Kaffee zu trinken. Esther stellt sich vor, wie er seinen knochenharten Po vorsichtig niedergelassen hat auf dem putzsauberen Restaurantstuhl; seine ausgedünnte Haut muss sich in tausend winzige Falten gelegt haben beim Hinsetzen, nach der Anstrengung, das Überlebensnotwendige einzukaufen: Milch, Früchte, Reis, Brot.

An Geldmangel leidet er nicht, er hat sich gut versichert.

Dahinein hat er sich gesetzt, in diese stumpfen Brauntöne ach so vieler Restaurants, an einen dieser in Reih und Glied gestellten Vierertische, unter einen dieser orangefarbenen, kugeligen Lampenschirme, als wär's eine ganze Welt, die ihm von oben leuchtet. Raymond stirbt am 1. Februar, um 12.35 Uhr in der Bernischen Höhenklinik Bellevue in Montana, an einer triple-Infektion der Lunge.

** Ruth Schweikert, geboren 1965, lebt in Aarau. Ausbildung als Schauspielerin, alleinerziehende Mutter von zwei Kindern.
Der vorliegende Text ist der zweite Teil einer längeren Erzählung.*